

könnten viertens »erzählte Gräber« aber »auch binnenfamiliäre Herrschaftsgenealogien stiften« (ebd.), etwa, wie oben skizziert, im *Parzival*. Spätestens hier werden – analog zu den ›Überblendungsverhältnissen‹, welche ihren Forschungsgegenständen inhärent sind – auch Verbindungen zwischen Veltes Resümees selbst deutlich. Solche Verbindungen bauen das fünfte und das sechste Fazit aus, besagt doch das fünfte, dem vierten in Teilen analog, dass »[e]rzahlte Grabmäler [...] in der Diegese gemeinschaftsbildend« (ebd.) wirken würden. »Nach dem Tod eines Helden oder eines Heiligen wird oft von kollektiver Trauer an dem Ort seines Grabes erzählt, das metonymisch für den Verstorbenen steht« (ebd.). Im sechsten Fazit wird den Grabmälern als *discours*-Element außerdem eine narratologisch »kohärenzstiftende Funktion« (S. 231) zugeschrieben. Eine solche hob Velte zuvor für den *Parzival* und den *Prosa-Lancelot* heraus. Am Ende tut sie dies offenbar auch für den Aufbau ihrer Arbeit insgesamt, wenn sie schreibt: »Die Textverknüpfung wird in erster Linie über die Wiederholung des Grabmotivs geleistet, wenn auch mit verschiedenen Ausprägungen und Konsequenzen« (ebd.). Die Arbeit endet mit dem siebten Fazit, welches eine neuerliche Ambivalenz- bzw. Grenzbestimmung ist. Velte konstatiert: »Die Sepulkralsemiose [im Mittelalter] erweist sich als überraschend täuschungsanfällig« (ebd.), wie etwa das Scheintodmotiv in *Flore und Blanscheflur* deutlich macht. Einerseits berge dies viel »narratives Potential [...]«. Andererseits lässt die volkssprachige Literatur des Mittelalters an manchen Stellen auch ein Misstrauen gegenüber der Stabilität von Zeichenrepräsentation erkennen« (ebd.). Im letzten Satz bezeichnet Velte diese Ambivalenzthese selbst wiederum als nur einen möglichen »Deutungsstrang« (ebd.) von vielen. Anstatt ihn künstlich festzuzurren, lässt sie ihn also, wie viele andere Stränge auch, ostentativ baumeln – auf dass sich jemand anderes produktiv an ihm hochziehen möge.

Michael Schwarzbach-Dobson und **Franziska Wenzel** (Hgg.): *Aventiure. Ereignis und Erzählung*. Erich Schmidt Verlag, Berlin 2022 (Beiheft zur Zeitschrift für Deutsche Philologie 21), 260 S., 69,95 €.

Besprochen von **Jan Kleinmann**

Mit dem Band liegen die Ergebnisse einer Tagung vor, die 2019 an der Universität Köln stattfand. Herausgeber und Herausgeberin sind sich bewusst, dass das Thema bereits eine breite Forschungstradition hat, und suchen diesem Umstand Rechnung zu tragen, indem sie Desiderate dezidiert aufweisen. Dazu gehören – ihren ›Präliminarien‹ zufolge – vor allem ›Querverbindungen‹ (S. 15) zwischen

Narratologie und Kulturwissenschaft, nachdem die Forschung anfänglich sozial-historisch, in den 70er Jahren strukturalistisch und danach vor allem narratologisch gearbeitet habe, kulturwissenschaftliche Fragestellungen also bisher fehlten. Zentrales Begriffspaar bilden – wie der Titel verrät – ›Ereignis und Erzählung‹. Dessen Anwendung auf ›kulturelle Narrative,‘¹ wie sie Michael Schwarzbach-Dobson in seinem Aufsatz hervorhebt, impliziert eine konkrete Denkfigur, nämlich die der Metapher, was den meisten Beiträgen gemein ist. So lässt sich der Wert des Forschungsbandes unter anderem dahingehend bestimmen, wie gewinnbringend die übertragene Lesart der Begriffe oder auch die Aufdeckung ›kultureller Narrative‹ im Konzept der *aventure* für eine Neulektüre der in den Beiträgen verhandelten Texte erscheint. Diese Rezension bespricht die Beiträge jeweils einzeln, bindet sie aber unter verschiedenen Gesichtspunkten, wie zum Beispiel dem der Metaphorik, der Beschäftigung mit Transzendenz und der diachronen Abgrenzung des *aventure*-Begriffs, in leicht veränderter Reihenfolge neu zusammen.

Hartmut Bleumer bietet ein erstes Beispiel für eine metaphorisierende Narratologie, wie man es nennen könnte, da er die metaphorische Denkfigur anhand der Feensalbung in Hartmanns von Aue *Iwein* erprobt und zu dem Ergebnis kommt, dass sich dessen Erwachen mit dem Erwachen des Romans aus dem Feensujet parallelisieren lasse. Das Feensujet – freilich nur angesprochen in der Salbe der Feimurgan und deren exorbitantem Gebrauch – werde zur metapoetologischen Metapher des Romans selbst und der *Iwein* »vollends zum mentalen Ereignis eines literarischen Traums von Ritterschaft« (S. 81). Der Roman stellt also seine eigene Idealität aus. Am Ende dieses nicht unbedingt leicht zu lesenden Aufsatzes wüsste man gerne, wie man das bei der nächsten *Iwein*-Lektüre einordnen soll. Brauchte es den narratologischen Umweg, um die unerreichbare Idealität des Rittertums hervorzuheben? Stellt diese Erkenntnis vielleicht die Genialität Hartmanns von Aue aus, der literarische Idealisierung auf mehrfache Weise zu kodieren weiß?

Während Bleumer von nur einer Stelle ausgeht, arbeitet Michael Schwarzbach-Dobson mit einem recht großen Korpus von mittelalterlichen Artusromanen. Obwohl er Herausgeber des Bandes ist, geht seine Untersuchung gerade nicht von den Begriffen ›Ereignis und Erzählung‹ aus, sondern von ›Suchen und Finden‹, deren Verbindung er als »basales Grundmuster des Aventure-Erzählens« (S. 87) definiert. Die Stärke seines Beitrags besteht darin, die unterschiedli-

¹ Wolfgang Müller-Funk: *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*. 2., überarb. und erw. Aufl. Wien 2008.

chen Dimensionen der Begriffe (bspw. räumlich, sozial oder ontologisch) und deren Ineinandergreifen aufzuzeigen. Vermeiden kann er es aber nicht, dabei Selbstverständliches zum Ausdruck zu bringen, wenn er etwa feststellt, dass sich die Suche (und darin mitgedacht schon das Finden und die *âventiure* selbst) als liminaler Prozess lesen lasse oder Suchen und Finden der ritterlichen Existenz inhärent seien (S. 87, 92). Überraschend, gerade vor dem Hintergrund der im Vorwort erwähnten strukturalistischen Forschung der 70er Jahre zur *âventiure*, ist seine strukturelle Gegenüberstellung von offener und geschlossener Suche. Die anhand von *Erec*, *Iwein*, *Wigamur* und *Lanzelet* erprobten Modellvorschläge überzeugen jedoch, gerade weil er den Anspruch stellt, die Form des Narrativs nicht losgelöst von den ›kulturellen Narrativen‹ zu betrachten.

Julia Weitbrecht wählt eine spezifischere Perspektive: Im Zentrum steht die Verbindung von Jagd und dem Beginn von *âventiure* (als Initiation in die Ritterschaft) in Maries de France *Guigemar* und in Konrads von Würzburg *Partonopier und Meliur*. Ausgangspunkt ihrer Beobachtungen ist, dass der weitgehend gefestigte Ritus der Jagd einen metaphorischen Umschlagpunkt bereithält, der den Jäger selbst zum Gejagten machen kann. Dieser tritt ein, wenn das Wild nach der Hetzjagd keinen Ausweg mehr kennt und sich zum Kampf stellt, was im Mittelhochdeutschen als *bîle* bezeichnet wird. Hier wird nun der Beginn der *âventiure* mit der Jagd zum Konzept des Textes, bei *Guigemar* in Form einer metaphorischen Wiederholung (der erst physischen Verwundung durch seinen eigenen Pfeil folgt die metaphorische Liebeswunde im Feenland), bei *Partonopier und Meliur* durch die Inversion des Verhältnisses von Jäger und Gejagtem. Jagd initiiert Ritterschaft. Dass damit keine neuen Erkenntnisse gewonnen sind, stellt Weitbrecht selbst fest. Der Mehrwert ihrer Untersuchung besteht in der allerdings erst zum Schluss des Aufsatzes erfolgten erzählhistorischen Einordnung, da die Jagd, anfänglich lose mit dem Feensujet verknüpft, in späteren Stoffen wie etwa dem *Meleranz* des Pleiers schließlich direkt an den (Artus-)Hof zurückgebunden wird.

Dem Jagdmotiv verwandt, jedoch in seiner poetologischen Dimension hintergründiger, ist die Spur (mhd. *slâ*), mit der sich Fabian David Scheidel auseinandersetzt. In seinen Texten wird sie auch als (meta)poetische Spur auf die Transzendenz hin lesbar. Scheidel führt in seiner nicht ganz leicht verständlichen Hinführung aus, dass die Spur vielleicht weniger als intentional gesetztes und eindeutig dekodierbares Zeichen zu verstehen sei, sondern vielmehr als intentional ›gelegte Spur‹, weil sie nicht eindeutig aufzuschlüsseln sei (S. 130). Gemeint ist damit, dass sich die Transzendenz dem Zugriff der Figuren und Rezipierenden immer wieder entzieht. Sie muss zwangsläufig numinos bleiben, und die von Scheidel untersuchten Texte (Wolframs *Parzival*, *Diu Crône* Heinrichs von dem Türlin und das *Hohe Lied* Bruns von Schönebeck) legen dementsprechend immer

nur neue Hinweise aus, wie das Unbegreifliche zu suchen sei, ohne dass es gefunden werden kann. Aus dem Textvergleich sind seine Beobachtungen gut hergeleitet und lesenswert. Selbstverständlich jedoch ist, dass das Bild der Spur auf den Text insgesamt und die damit erforderliche Rezeptionsleistung durch die Lesenden angewendet wird, um Transzendenz zu erkennen. In Bezug auf den *Parzival* ließe sich außerdem fragen, ob Scheidel das ironische Potential der Erzählung in dieser Hinsicht nicht unterschätzt, wird doch durch die Taufe Feirefiz' die Beliebtheit weltlicher Vereinnahmung religiöser Motive veranschaulicht. Dann wäre das Transzendente zwar immer noch unbegreiflich, aber die Suche danach erübrigt sich, entweder, weil man wie Parzival dazu auserwählt sein muss, der ja – auch das zeigt Scheidel (S. 138) – die *slâ* immer wieder verliert und erst durch sie gefunden werden muss, oder weil die eigenen Ziele auch ohne Suche nach der Transzendenz erreichbar sind.

Die göttliche Providenz der *Aventiure* beschäftigt auch Coralie Rippl,² die in ihrem Beitrag komparatistisch die Verschiebung von *aventure* und Erzähler in Chrétiens *Erec et Enide* hin zur Trias von *âventiure*, Erzähler und Gott in Hartmanns von Aue *Erec* untersucht. Diese Verschiebung findet auf Ebene des Erzählerprofils statt, das bei Chrétien de Troyes »deutlich hinter der *aventure* als selbstreferentieller Markierung für die geformte *materia* hervortritt« (S. 171). Bei Hartmann hingegen werde die Verantwortung für die *âventiure* an Gott abgegeben und der Erzähler somit zum Sprachrohr Gottes. Bei beiden Werken unverändert bleibe das ritterliche Tätigkeitsethos. Für den *âventiure*-Begriff bedeutet das also eine Transzendierung, was – im Rückgriff auf den Untertitel des Bandes – auch eine Transzendierung des Erzählens bedeutet. Interessant wäre, im Anschluss herauszufinden, ob diese Transzendierung vorrangig mit einer Aufwertung der *âventiure* und implizit des Autors einhergeht oder ob sich dahinter (lediglich) ein geistlicher Habitus verbirgt, wie er in der monastischen Literatur vielfach vorkommt.

Während Rippl die Providenz in Bezug auf Gott und Erzähler betrachtet, untersucht Jutta Eming auf rein narratologischer Ebene die Prolepsen im *Lanzelet* Ulrichs von Zatzikhoven und im *Erec* Hartmanns von Aue. Ihr Ansatz gehe insofern über die bisherige Forschung hinaus, als sie Prolepsen in ihren jeweiligen Kontexten und in der Konstruktion von ›Affektstrukturen‹ betrachte (S. 154). Zentraler Gedanke ist, dass erst der gezielte und affektiv spannungsreiche Einsatz von Prolepsen die Kontingenz der *âventiure* zuverlässig ausstellen kann.

² Ihr Vortrag speist sich u. a. aus ihrer bald erscheinenden Habilitationsschrift. Coralie Rippl: *Gleichzeitigkeit, Iteration, Doppelung. Zeitwahrnehmung in höfischem und geistlichem Erzählen um 1200*. Manuskript Zürich 2022.

Narratologisch hat diese Beobachtung ihre Berechtigung. Die in den ›Präliminarien‹ programmatisch angekündigte ›Querverbindung‹ zu kulturwissenschaftlichen Fragestellungen und die Öffnung hin zu lebensweltlichen Vorgängen bleiben jedoch aus.

Für Lena Zudrell tritt der lebenswirkliche Bezug dagegen offen zu Tage. Sie beschäftigt sich mit den tradierten Sitten des Artus-Hofes (Fasten-Coutume und Blankoversprechen) und deren impliziter Forderung nach *âventiure* und Erzählung in den drei Werken des Pleier (*Garel*, *Tandareis* und *Meleranz*). Interessant ist ihre Erkenntnis, dass auf jede Coutume, sei sie implizit oder explizit erwähnt, zwar die geforderte *âventiure* folgt, die bei Hof Anwesenden aber nicht davon berichten. Die Erzählung wird aufgrund der Gewohnheiten zwar von den beteiligten Figuren eingefordert, sie äußert sich aber laut Zudrell nur in Handlung: »Die intradiegetische Forderung wird [...] in die außerliterarische Wirklichkeit verlegt [...]« (S. 220). Zudrells Beobachtung, dass innerhalb der Diegese die Grenzen von Erzählen und Ereignis unwichtig werden, führt zu einer semantischen Verschiebung des Diegese-Begriffs von einer strukturalistischen hin zu einer performativen Ebene, die im Fazit nur unmerklich vollzogen, für ihren Befund aber zentral ist.³ Spricht man von *âventiure* als Dualität aus »Ereignis und Erzählung« innerhalb von Artusromanen, müsste hinterfragt werden, ob diese Dualität mit Zudrells Thesen nicht außer Kraft gesetzt würde.

Mit dem Pleier befinden wir uns bereits im späten 13. Jahrhundert; im chronologisch geordneten Tagungsband zeichnet Mireille Schnyder weiterführend die Metamorphose des *âventiure*-Begriffs hin zum (früh)neuhochdeutschen Abenteuer-Begriff nach. Verantwortlich für die semantische Verschiebung sei die Engführung von *âventiure* und Lügengeschichte, der eine Durchlässigkeit der Erzählung auf ihre Fiktionalität hin vorausgeht. Bereichert werden die Ausführungen durch Abbildungen aus dem *Volksbuch vom Finkenritter*,⁴ auf denen an Manuskripträndern gezeichnete Figuren die gelesene Geschichte nicht nur illuminieren, sondern die narrative Gemachtheit des Abenteuers auf einen poetologischen Text-Bild-Diskurs hin transzendieren. Durch diesen medialen Wechsel scheint auch die zu Beginn der Rezension angesprochene Metapher als Denkfigur des besprochenen Bandes überschritten, drückt sich diese doch immer in semantischen, sprachlich gedachten Übertragungen aus. Freilich lassen sich Zeichnungen auch als *Bildsprache* verstehen, die zwar die Schwelle des Mediums

³ Zur möglichen Vortragssituation verweist sie in Anm. 47 lediglich auf Matthias Däumer: *Stimme im Raum und Bühne im Kopf. Über das performative Potential der höfischen Artusromane*. Bielefeld 2013, S. 369–371.

⁴ Yale, Library of Yale University, Beinecke MS 229.

übertritt, aber nur, um dann auf die Textebene zurückzuwirken. Schnyders Beitrag ist unter dem Aspekt der Wechselwirkung von Text und Bild im besprochenen Band singulär.

Die chronologische Ordnung der Beiträge hat den Mehrwert, die Epochen Grenzen bzw. Verschiebungen des *âventiure*-Begriffs aufzuzeigen. Während Schnyders Beitrag die neuzeitliche Verschiebung thematisiert, wird von Susanne Gödde die Existenz des *aventiere*-Konzepts für die griechische Antike vorgeführt. Sie arbeitet heraus, dass das antike »Abenteuer [...] als Erzählschema [...] sowohl durch das Moment der Reihung als auch durch das des Aufschubs eine entscheidende Funktion für die romanimmanente Inszenierung und Reflexion des Erzählens« gewinnt (S. 53). Das geschehe, indem das beständige Retardieren der im antiken Liebesroman ersehnten Zusammenkunft der Liebenden diese umso erstrebenswerter mache oder die teils schon in topischen Katalogen gereihten abenteuerlichen Begebenheiten zur zwischen Figuren gehandelten ›Ware‹ werden. Was den im Übrigen in der klassischen Philologie eher weit gefassten und zwangsläufig anachronistisch gebrauchten Abenteuer-Begriff von der *âventiure* unterscheide, sei der im Mittelalter geradezu institutionelle Charakter der *âventiure* (S. 30, 52). Auch hier greifen also die Kategorien ›Ereignis und Erzählung‹. Auch der griechisch-antiken Romanliteratur eignen die poetologischen Umschlagmomente dieses Dualismus, der erst im Mittelalter literarisch konventionalisiert wird. Für die Mediävistik und die klassische Philologie eröffnen sich hier Möglichkeiten, die Darstellung von Kontingenz und ihrer dennoch sinnstiftenden Ordnung in zeitlich und sprachlich weit auseinander liegenden Räumen komparatistisch zu vertiefen.

Der letzte Beitrag im Band stellt noch einmal kontrastierend die Zeitlosigkeit menschlicher Kontingenz-Erfahrung aus, da sowohl Zeitraum und Sujet als auch Textgattung sich von der Artusepik signifikant unterscheiden. Paul Keckeis schält den Kern eines ursprünglichen *âventiure*-Begriffs heraus, den Umschlagpunkt, an dem ein Ereignis auf den Protagonisten zukommt, und überführt ihn in eine Poetik aus der Zeitgeschichte. Am Briefwechsel des Autors Franz Fühmann (1922–1984) mit seinem Lektor Kurt Batt, besonders über Fühmanns Erzählung *Der Jongleur im Kino oder die Insel der Träume*,⁵ arbeitet Keckeis das Zentrum von dessen Poetik heraus: Es ist das Interesse am Umschlagpunkt, am Einbruch des Unerwarteten in die Lebenswirklichkeit von Bürgerlichen. Jegliche Fantastik des Abenteurers wird gebrochen, die providentielle Sinnstiftung von als kontin-

5 Sie erschien erstmals in der DDR 1970 und wurde wiederabgedruckt u. a. in: Franz Fühmann: *Erzählungen 1955–1975*. Rostock 1993, S. 379–394.

gent empfundenen Ereignisketten ausgespart, Schemata wie das einer Figurierung, Defigurierung und Refigurierung (vgl. Schwarzbach-Dobson, S. 103) bleiben aus. Keckeis' Beitrag liest sich damit wie der desillusionierte Abschluss eines in Mittelalter und Neuzeit schillernden Begriffs, von dem nichts übrigbleibt als die Sehnsucht nach Kontingenz-Erfahrung.

Zusammenfassend lässt sich behaupten, dass der Tagungsband trotz einer reichen Forschungstradition zur *âventiure* gezielt Desiderate gesucht und vertiefenswerte Aspekte thematisiert hat. Nicht nur werden diachron die Grenzen und Umschlagpunkte von Abenteuer/*âventiure* aufgezeigt. Auch die Möglichkeit, durch die Denkfigur der Metapher ›kulturelle Narrative‹ aufzuspüren und den Dualismus von ›Ereignis und Erzählung‹ neu zu bewerten, wird thematisiert. In der Retrospektive scheint es fast so, als hätte Schnyder diesen Forschungsband in ihrem richtungsweisenden Aufsatz von 2002 bereits antizipiert, wenn sie unter anderem in Bezug auf lesende Wissenschaftler:innen sagt, dass sich die sinnstiftende Ordnung, die sich hinter einer *âventiure* erkennen lasse, je nach Perspektive, je nach Verstehensrahmen anders ausnehme.⁶ Insofern ist dieser Band nach zwanzig Jahren ein Kommentar zu manchen Zusammenhängen, die Schnyder damals nur angedeutet hatte.

Jörg Jochen Berns und **Thomas Rahn** (Hgg.): *Projektierte Himmel*. Harrassowitz, Wiesbaden 2019 (Wolfenbütteler Forschungen 154), 421 S., 16 Farbbabb., 106 s/w Abb. und 6 Notenbeispiele, Ln., 86 €.

Besprochen von **Pauline Julia Preisler**

Dass »der Himmel [...] ausgestorben, entvölkert« ist,¹ gehört zu den Grunderfahrungen des modernen Menschen. Die Neutralisierung der Welt,² die hier in Hölderlins *Hyperion* anklingt, geht aus zahlreichen physikalischen und philosophischen Umbrüchen hervor, die mit Namen wie Kopernikus und Galilei in Verbindung

⁶ Mireille Schnyder: »*Âventiure? waz ist daz?* Zum Begriff des Abenteurers in der deutschen Literatur des Mittelalters«, in: *Euphorion* 96 (2002), S. 254–272, hier S. 272.

¹ Friedrich Hölderlin: »Hyperion«, in: *Sämtliche Werke und Briefe*. Bd. 2: *Hyperion, Empedokles, Aufsätze, Übersetzungen*, hg. v. Jochen Schmidt. Frankfurt a. M. 1994, S. 9–276, hier S. 98.

² Anstelle der häufig verwendeten Formel von der Entzauberung der Welt ziehe ich es vor, hier mit Rémi Brague von einer »neutralisation du cosmos« zu sprechen (*La sagesse du monde. Histoire de l'expérience humaine de l'univers*. Paris 1999, S. 223). Denn dieser Ausdruck erfasst die ethischen Folgen präziser, die von den metaphysischen und kosmologischen Umbrüchen der Frühen Neuzeit ausgehen. Galt die kosmische Ordnung im Mittelalter noch als Vorbild, verliert sie diesen Rang ab der Neuzeit und wird somit moralisch neutralisiert.